Geld, Sucht, Spiel

Über virtuellen Reichtum und echtes Leid

von Christian Ingold

Ein Finanzspezialist bezeichnet die Kursprognosen als Kaffeesatzlesen, Investitionsstrategien nennt er Gambling, und auch wenn er vom Investieren spricht, sagt er „das Spiel". Mag sein, dass er aus seiner Insider-Perspektive einen ernüchternden Blick auf die Finanzwelt hat. Genauso gut kann es aber auch sein, dass er ein Spielsüchtiger ist. Seine Spielhalle ist die Börse, und statt eines klimpernden und blinkenden Automaten braucht er nichts als sein Smartphone.

Die Börse ist ein 24-Stunden- und 365-Tage-Casino ohne Einsatz- und Quotenlimit. Wenn der europäische Handel geschlossen ist, geht es in Amerika weiter, danach in Asien, danach in Europa ... Theoretisch kann jedermann zu jeder Zeit ohne Hürden per App traden. Aber nicht nur für den Markt, auch für den einzelnen Teilnehmer am großen „Spiel" ist das nicht ohne Risiko. Ich bin im Zentrum für Spielsucht und andere Verhaltenssüchte in Zürich tätig, und da meine Institution nicht nur Prävention, sondern auch Beratung und Therapie anbietet, war es naheliegend, für diesen Artikel das Gespräch mit einem betroffenen Börsensüchtigen zu suchen, der bei uns in Behandlung ist.

DAS GROßE SPIEL

Das Gespräch bestärkt den Verdacht, dass in der Finanzbranche doppeltes Spiel getrieben wird. Nicht nur die Berater sind gezwungen, mehrere Rollen zu spielen, auch die Institutionen unterscheiden klar zwischen offizieller, öffentlicher Kommunikation und inoffizieller, interner, folglich auch nicht schriftlich festgehaltener Information. Keine Bank würde negative Kursprognosen klar kommunizieren; sie spricht schlimmstenfalls von moderatem Wachstum. Negative Kursprognosen können nicht sein, weil sie nicht sein dürfen.

Wer bei Finanzinstitutionen arbeitet und selbst „investiert", hat meist den realen Bezug zum Geld als Tauschmittel für Sachwerte verloren und sieht nur noch Einsätze, Quoten und Laufzeiten. Das Leben mit zwei Rollen ist kräfteraubend: hier der seriöse Ökonom, verlässliche Familienernährer, vertrauenswürdige Ehemann, erfolgreiche Geschäftskollege und gut situierte Golfpartner, dort der unkontrollierte, zwanghafte und impulsive Spielsüchtige, der an der Börse zockt und nur auf den nächsten Kick wartet.

Die Börse macht heute einer breiten Bevölkerungsschicht Finanzprodukte zugänglich, die ursprünglich eine klare, begrenzte Zweckbestimmung hatten. Warrants wurden als Sicherungsprodukte von riskanten Investitionen geschaffen (als spekulative Wetten auf sinkende Aktienkurse, um mit einem parallelen Wettgewinn den tatsächlichen Wertverlust der Aktie zu kompensieren). Wechselwährungen dienten dazu, an ausländischen Märkten zu investieren, und unterschiedliche Hebelprodukte (Leverage) boten die Möglichkeit, mit günstig aufgenommenem Geld durch hohe Renditen die Gesamtrentabilität des Portfolios zu steigern. Sämtliche Universalbanken bieten heute E-Banking an, internationale Großbanken haben auch passende Tools, damit ihre Kunden selbstständig Transaktionen tätigen können. Diese sind aber üblicherweise aufwendig, kompliziert, und sie wirken zeitverzögert. Alle drei Faktoren fallen bei den Tradingbanken[1] weg, was sie gerade für problematische Kunden attraktiv macht. Heikel wird es, wenn nicht nur ein definierter, sogenannter Spielaccount eingerichtet wird, sondern auch der Lohn, die Hypothek und sämtliche anderen Ein- und Ausgänge über dieselbe Institution abgewickelt werden. Missgriffe bei „vorübergehenden Verlusten" sind vorprogrammiert und betreffen dann schnell nicht mehr nur die abhängige Person, sondern auch Partner und Familie.

Allein in der Schweiz sind mehr als 13 Milliarden Franken in Hebelprodukte investiert, im Monatsschnitt liegt der Umsatz bei über einer Milliarde Franken. Solche Produkte waren früher Fachpersonen in den Finanzinstitutionen vorbehalten und wurden auf Kundenauftrag hin verwendet. Aktienkurse liefen der Realwirtschaft üblicherweise etwas voraus. Heute kann jede vertrauenswürdige Person auch mit geringem, drei- bis vierstelligem Kapital einen Account bei einem entsprechenden Anbieter eröffnen und diese Produkte nach eigenem Gutdünken einsetzen. Aktienkurse gehorchen nur noch sehr bedingt den Gegebenheiten der Wirtschaft, sondern sind maßgeblich den höchst vielfältigen und undurchschaubaren Marktfaktoren ausgeliefert. Jeder kann sein Depot via Internet-Log-in oder direkt mit der App auf dem Smartphone auch unterwegs „bewirtschaften".

Wie bei Konsumkrediten, Leasingangeboten oder Kreditkarten wird dem Kunden eine hohe Selbstverantwortung zugetraut. Man mag das als respektvolle Haltung der Finanzinstitutionen gegenüber ihren Kunden werten, tatsächlich überfordern diese Möglichkeiten aber die Mehrheit der Anwender.

IN DEN BANN GESCHLAGEN

Der Grund liegt nicht nur in einem mangelnden Verständnis für den Finanzmarkt. Angesichts der Möglichkeiten werden viele Spieler von einem unwiderstehlichen Geltungsstreben gepackt. Menschen wollen wahrgenommen werden und dazugehören. Nicht nur die (potenziell auch abhängig machenden) sozialen Medien, die vielen Termine und auf Antwort wartenden Mails beweisen die eigene Wichtigkeit, sondern eben auch die Spuren, die jemand an der Börse hinterlässt. Je höher die riskanten Investitionen, desto auffälliger die Auswirkungen. Diese haben sich in den Crashs von Kweku Adoboli UBS 2011, Jerome Kerviel Societé Générale und Evan Dooley MF Global, beide 2008, eindrücklich gezeigt.

Im Gegensatz zum Casino kann an der Börse das Bedürfnis gestillt werden, an etwas Größerem teilzuhaben, erklärt ein süchtiger Börsentrader in einem Spielsuchtforum. Beim Casino sei man sich bewusst, dass das Spiel abgekoppelt vom realen Leben stattfinde. An der Börse entstehe durch den Bezug zur Realwirtschaft hingegen das erwünschte Machtgefühl. „Letztlich ist es die Gier nach mehr, die uns unglücklich macht. Mehr wissen als andere, mehr haben als andere, mehr Macht ausüben."

Die Gewinnversprechen sind so verlockend, dass die Impulskontrolle schlicht versagt. Hohe Jackpots, traumhafte Quoten und angebliche Erfolgswahrscheinlichkeiten überfordern unsere Wahrnehmung. Auch wenn realwirtschaftlich nicht nachvollzogen werden kann, woher diese Geldwerte kommen sollen, wenn keine Wertschöpfung erfolgt ist – die Anziehungskraft wirkt. →

Die Kriterien von Meyer, Häfeli et al. zum Gefährdungspotenzial von Glücksspielprodukten[2] kann deshalb problemlos auf Börsenspekulationen angewendet werden: hohe Ereignisfrequenz (kurze Zeitspannen zwischen Einsatz, Spielausgang und nächstem Einsatz), multiple Investitionsgelegenheiten (nahtloses Wechseln zwischen den Spielen), hohe Gewinnwahrscheinlichkeit (Quote), variable Einsatzhöhen (Einsätze), Verfügbarkeit und Kontinuität des Spielangebotes (Onlinezugang rund um die Uhr). Lediglich Licht- und Toneffekte kann die Börsenspekulation nicht bieten. Aber auch *near misses* (vier von fünf Kirschen auf den Automatenrollen), die das Weiterspielen erwiesenermaßen massiv unterstützen, motivieren Börsenspekulanten zu weiteren Investitionen. Schließlich erzählen die Kollegen lediglich von ihren Gewinnen und verschweigen die Verluste nicht nur gegenüber Freunden, sondern in zunehmender Abhängigkeitsentwicklung auch sich selbst und der Partnerin gegenüber.

Auf die irgendwann nicht mehr zu ignorierenden Verluste folgt das vom zwanghaften Geldspielverhalten bekannte Craving und der Versuch, Verluste durch neue Gewinne zu decken. Glücksspieler versuchen, das dazu nötige Geld bei Partner, Familie oder Freunden zu besorgen, zwanghafte Trader nehmen einen Kleinkredit auf, der ihnen aufgrund ihrer seriösen Reputation und finanziellen Bonität problemlos zugänglich ist. Bei den Betroffenen dreht sich das Leben immer stärker um Wertpapiere, verpasste Chancen und immer höhere Gewinne. Das Ziel, reich zu werden – der eigentliche Beweggrund für das Handeln an der Börse –, verblasst, während das Verhalten pathologisch wird. Jetzt geht es nur noch um das Hin und Her aus Hoffen und Selbstbestrafung. Es kann dem Verständnis für die Glücksspielsucht helfen, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass pathologische Trader unbewusst nicht den Gewinn, sondern den Verlust herbeisehnen.[3] Auch wenn diese Umkehr prima vista erstaunt: Hinter dem ruinösen Tun liegt oft der unbewusste Wunsch, sich selbst zu bestrafen. Der krankhafte Spieler externalisiert eine unerträgliche innere Schuld und schafft sich damit vorübergehend Erleichterung.

DER FEINE UNTERSCHIED

Warum gehen Ökonomen aber nicht einfach in die nahe Spielhalle, ins Casino oder gambeln online, wie so viele Spielsüchtige? „Da ist die Reputation, das Vertrauen, der Status." Die Antwort des Klienten mit einem „Spielproblem" gibt Hinweise auf die Unterschiede zwischen Automatenzockern und abhängigen Börsentradern. Zwar haben beide Typen gemäß ICD-10[4] eine sogenannte Impulskontrollstörung oder weisen eine Zwangsstörung auf. Dennoch scheint der Börsentrader das enge Korsett, das er sich über Jahre in bester Absicht erarbeitet hat und das seine Existenz bedeutet, um keinen Preis aufgeben zu wollen oder zu können. Der Automatenspieler oder Onlinegambler schert sich meist nicht mehr um seinen Ruf – oder die Kombination „sein Berufsleben" und „seine Abhängigkeit" geraten nicht in Konflikt. Finanzspezialisten, die eine ähnliche psychische Disposition haben wie er, wählen jedoch die Börse, weil sie ihr Verhalten dort als professionelles Agieren tarnen können. Das oben zitierte doppelte Spiel ist dennoch ein Hochseilakt mit beträchtlicher Sturztiefe. Häufig stehen nicht nur der persönliche Ruf im Freundeskreis und das Vertrauen in der Partnerschaft auf dem Spiel, sondern auch die fragile Reputation des Arbeitgebers (der Finanzinstitution) und das Vertrauen der über Jahre gewonnenen Kunden.

Problematische Börsentrader haben kaum einen Rückzugsort, an dem sie ihre Rolle aufgeben und zu ihrem Problemverhalten stehen könnten. Üblicherweise wird zwar unter Arbeitskollegen über die Seriosität der Anlegerempfehlungen, Marktanalysen oder das eigene Investitionsverhalten (Dinge, die eigentlich durch den Arbeitgeber strengstens reglementiert sind) gewitzelt, aber eine echte Begegnung und ein vertrauliches Gespräch über die Schizophrenie des eigenen Verhaltens sind selbst mit der eigenen Partnerin kaum möglich. Das Risiko, komplett aus dem System herauszufallen, ist zu groß. Eine vertrauliche, möglicherweise anonyme Beratung oder Therapie ist oft die einzige Möglichkeit, die eigenen Probleme zu offenbaren und in den Griff zu bekommen.

Nach Einschätzung der Psychologin und Psychotherapeutin Ines Bodmer müssten die Betroffenen eigentlich den Job wechseln. Wenn die Nähe sämtlicher Lebensbe-

reiche zum Geld in so hohem Maße zum Problem geworden ist, drängt sich ein Branchenwechsel auf. Dennoch kann eine Therapie auch unter den gegebenen Rahmenbedingungen erfolgreich sein. Sinnvoll ist es generell, sich ein festes Budget zu setzen, quasi ein Spekulationskonto – mit einem Budget, dessen Verlust man sich leisten kann. (Dieses Schicksal ereilt nun einmal die Mehrheit der Spekulationsgelder.) Strikt selbstauferlegte Regeln können vor Schlimmerem bewahren. Eine Untersuchung unter deutschen Tradern zeigte, dass nahezu zwei Drittel – vor allem jene, die sich an strenge Regeln halten – nicht spielsuchtgefährdet sind. Dagegen gaben 25 Prozent an, keinen Tradingplan zu haben. 30 Prozent gelten als latent gefährdet, knapp sieben Prozent als stark gefährdet oder bereits süchtig.

DIE PROBLEME HINTER DEM PROBLEM

Parallel zur Existenzsicherung ist es empfehlenswert, sich mit der oft tief sitzenden emotionalen Bedürftigkeit zu beschäftigen. In einer therapeutischen Aufarbeitung[5] kann es darum gehen, dass die Schuld nicht nur monetär, sozusagen als Zahl existiert, sondern auch einer gefühlten Schuld entspricht. Dass bei vielen Spielern eine narzisstische Thematik vorliegt, überrascht wenig; Grandiositätsvorstellungen deuten auf Defizite bei der Selbstwertdefinition hin. Wer als Private-Banking-Berater ständig die großen Portefeuilles seiner Kunden vor Augen hat, fühlt sich selbst oft vom Schicksal betrogen. Schließlich kann die bekannte Verknüpfung von Geld, Macht, Status und Potenz aufzeigen, wo Klärung hilfreich sein könnte und warum Männer so viel häufiger dem riskanten Handeln an der Börse verfallen als Frauen. Nicht selten liegt auch ein Streben nach Wiedergutmachung für erlittene Kränkungen und Vernachlässigung vor. „Einmal muss doch auch ich Glück haben. – Allen anderen Kollegen gelingt mal der große Coup, einmal werde ich dran sein." Klienten haben oft das Gefühl, dass das Leben ihnen noch etwas schuldet, das ihnen bisher vorenthalten wurde.

Die Sucht kann unabhängig von Alter und Geschlecht, sozialem Status, familiärem Umfeld und Vermögen entstehen. Auch wenn Suchtprobleme so gar nicht zum Image des seriösen, rationalen und erfolgreichen Händlers oder Beraters zu passen scheinen, ist gerade diese Berufsgruppe besonders gefährdet. Die genaue Zahl der pathologischen Trader ist nicht bekannt, sie wird auf zwei bis fünf Prozent der Spielsüchtigen geschätzt. In der Schweiz sind rund 120000 Menschen spielsüchtig, in Deutschland rund 645000, was ca. 2400 bis 6000 Börsensüchtigen in der Schweiz und 13000 bis 32000 in Deutschland entspräche. Der Prozentsatz dürfte insbesondere auf den Bankenplätzen Zürich, Genf und Frankfurt etwas höher liegen. Zudem dürfte die Dunkelziffer relativ hoch sein.

Mein Gesprächspartner, der pathologische Trader in Behandlung, kann nach längerem Nachdenken und trotz geringer Hoffnung auf Veränderungen in der Branche doch klare Forderungen stellen und Tipps für den Umgang mit abhängigen Personen geben: Es würde den labilen Händlern und Beratern helfen, wenn die Zugänglichkeit zu potenten Finanzprodukten wieder auf die Institutionen eingeschränkt würde und nicht jedem Kunden – inklusive der speziell gefährdeten Bankmitarbeiter – offen stünde. Eine Rückbesinnung auf die ursprünglichen Bestimmungen der Produkte wäre nötig, auch wenn es die lukrativen Margen der Banken auf diese Transaktionen sehr unwahrscheinlich machen. Zusätzliche Lenkungsgebühren, um den Handel zu entschleunigen, oder auch eine Kapitalgewinnsteuer beurteilt er als wenig wirkungsvoll, weil die Trader ja immer mit „relevantem Gewinn" rechnen und die „läppischen" Gebühren und Steuern ohnehin begleichen können.

Am Schluss unseres Gesprächs erinnert er mich daran, dass beim Spielen an der Börse als unreguliertem Onlinecasino immer der Bankvorteil gilt. Das Casino gewinnt immer, die Börse zwar nicht, aber der spekulierende Trader (nicht zu verwechseln mit dem, der Renditen aufgrund tatsächlicher Wertvermehrung erzielt) verliert langfristig immer. Unvorhersehbare Ereignisse, wie politische Entscheidungen, Umweltereignisse und Terror, kann auch der erfahrenste Trader nicht voraussehen. Angehörigen empfiehlt er, für Gespräche offen zu sein, auch für solche, die an den Grundfesten der Beziehung, der Existenz und Konsumhaltung rütteln. Nur so kann ein heilsamer Prozess in Gang kommen. ↔

[1] Schweiz: www.swissquote.ch/sqweb/index.jsp?l=d; www.tradedirect.ch/public/portal/guest/homepagelanding.

Deutschland: www.ing-diba.de/lp/direkt-depot/; www.onvista-bank.de/5-eur-festpreis-depot.php; aktionen.consorsbank.de/ev/ev_trader-konto

International: www.ig.com

[2] Gerhard Meyer/Jörg Häfeli/Chantal Mörsen/Marisa Fiebig: Die Einschätzung des Gefährdungspotentials von Glücksspielen, in: SUCHT Nr. 56/2010, Hans Huber, Bern 2011, S. 405 - 414.

[3] vgl. Ines Bodmer: Die Lust am Frust. Psychoanalytische Aspekte der Glücksspielsucht, in: Psychoscope 10/2013, Vol. 34.

[4] www.who.int/classifications/icd/en

[5] vgl. Ines Bodmer, a.a.O.

Christian Ingold, *geboren 1973, ist Experte für die Prävention der Glücksspielsucht und arbeitet im Zentrum für Spielsucht und andere Verhaltenssüchte, RADIX in Zürich.*
www.spielsucht-radix.ch

CARTOON: S.26+28 Thees Carstens FOTO: draganajokmanovic/iStock/Thinkstockphotos.com